

scheiden haben. Denn so wird immer bloß ganz müßig über die Sache herüber und hinüber gesprochen und nichts getan. Dann wäre doch mindestens was geschehen, was hätte gelingen können. So kann es nicht gelingen, weil es nicht reell versucht wird. Gott, wäre ich nur acht Tage in Berlin, ich wollte ja wie der Sturmwind hineinfahren. Sie sollten sehen, wenn ich acht Tage dort wäre, so hätten mindestens schon — ob mit, ob ohne Erfolg — zehn Leute mit dem Polizeipräsidenten und mit Manteuffel darüber gesprochen. Sie müssen der Sache Zeit widmen, wenn Sie sie auch Paul und Ihrer Schwester entziehen müssen. Daran liegt es. Es muß sein. Sonst kommen wir zu gar nichts. Sie müssen die Sache nicht gelegentlich so mitbetreiben wollen. Da wird freilich nichts draus. Sie müssen sich denken, Sie wären ein Agent, der nur zu diesem Zweck auf fremde Kosten, nach Berlin geschickt ist und über die Tätigkeit jedes Tages Rechenschaft ablegen muß.

Es tut mir sehr leid, Sie so zu quälen und zu treiben. Aber *qui veut les fins, faut vouloir les moyens*. Diese Weise, die ich da gezeichnet, ist die einzige, es durchzusetzen. Also zürnen Sie mir nicht, wenn ich Ihnen den rechten Weg zeige. Wenn Sie acht Tage von Schwester und Sohn abstrahieren und sie bloß in Ihren müßigen Augenblicken sehen könnten — wäre alles eingerichtet. Nun leben Sie mir wohl. Ich bin sehr traurig in meiner Grabeseinsamkeit. Es ist mir sehr, sehr, ganz unbeschreiblich bange nach Ihnen. Ich bin doch auch nur ein Mensch, obwohl ich mir manchmal mehr als einem solchen auferlege. Da sitze ich nun schon fast drei Wochen von früh bis nacht arbeitend und kein menschliches Gesicht sehend, das mir wohl will. Es ist mir sehr bange. Wären Sie nur wieder da! Ihrem zweiten Briefe sehe ich entgegen. Das sage ich Ihnen aber im voraus. Wenn Sie meine Abreise von hier aufschieben wollen — *tout à fait impossible*. — Diese erfolgt, sowie ich fertig bin, und da kommt kein Demosthenes dagegen auf.

Schreiben Sie viel, handeln Sie noch mehr und kommen Sie bald zu Ihrem

F. L.

37.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELD. (Original.)

[Düsseldorf, 26. Februar 1857.]

... Wo sehen Sie denn immer die Vorwürfe in meinen Briefen? Es sollen ja keine sein. Ich bin Ihnen ja so gut und sehne mich so nach Ihnen ...

Was nun Ihre Bitte anbelangt, so muß ich sie Ihnen abschlagen, bitte aber, sich die Sache recht zu überlegen. Dann werden Sie sehen, wie recht ich habe und wie sie Sie gar nicht inkommodiert.

Übermorgen wohl bin ich mit Heraklit zu Ende, dann bin ich auch am 16. März mit der Durchsicht fertig und muß am 20. spätestens hin . . .

Was schreiben Sie denn auf einmal: Wenn ich nach Berlin zöge, so schieden sich unsere Wege auf längere Zeit auseinander? Warum denn? Sie kann man am Domizil dort unmöglich hindern. Besorgt es Ihnen die Nostitz ¹⁾ nicht ohne alle Schwierigkeit, so wird Ihnen schon Dorn ²⁾ das in aller Ruhe durchfechten. Denn gegen Sie ist ja keine politische Verurteilung ergangen.

Warum wollen Sie denn also auf einmal nicht hinziehen? Sie, die Sie immer wollten, es schon des Testamentes wegen wollten? Warum wollen Sie denn selbst ohne Not sich ganz von mir trennen? Es ist nicht klug daraus zu werden! Aber es macht mich recht, recht traurig!! Jedesmal, wenn Sie bei Ihrer Familie stecken, werden Sie ganz rätselhaft und unbegreiflich. Ich bitte um Aufschluß darüber, ob und warum Sie, wenn ich nach Berlin ziehe, nicht auch hinwollen.

Ich werde also gewiß nicht länger hier warten, noch dazu damit Sie dann nicht in Berlin sind, während ich vielmehr will und rechne, daß Sie, solange jedenfalls ich dort bin, auch dort bleiben. Alles andere kann man schon einrichten. Unbegreiflich, unbegreiflich, daß wir jetzt auf einmal nicht in derselben Stadt sollten wohnen können, weil es Berlin ist.

Ferner: Wie soll ich denn hier warten? Sie sagen, ich habe eine Arbeit. Aber ich will ja eben erst hin, wenn diese fertig ist; dann habe ich also keine mehr. Sie wollen also, ich soll hier mutterseelenalleine in meinem Zimmer sitzen, ohne Arbeit, den brennende[n] Drang der Herausgabe auf der Seele, und dabei von früh bis abends an den Nägeln kauen? So grausam könnten Sie sein, das von mir und ohne Not zu verlangen? Und wenn Sie so grausam wären — ich täte es nicht; auf Ehrenwort nicht!

Wie ich fertig bin, reise ich, nachdem ich etwa drei Tage geruht und gepackt, ab.

Nun leben Sie wohl. Ich bin sehr traurig über Ihren Brief. Ich verstehe Sie nicht mehr. Ich glaube, Sie verstehen sich selbst nicht mehr. Bald wollten Sie stets nach Berlin, bald wollen Sie sich lieber von mir

¹⁾ Gräfin Klara von Nostitz, siehe oben S. 98 Anm. 1. Sie erlag am 14. Januar 1858 einem Krebsleiden.

²⁾ Dorn war der Rechtsanwalt der Gräfin in Berlin.

ganz trennen, wenn ich hinziehe, als auch hingehen. Warum, warum, warum? Und was wollen Sie denn eigentlich?

Ihr trauriger

F. L.

P.S. Aus dem Vorigen ergibt sich von selbst, daß es geradezu Blödsinn ist, wenn Sie glauben, infolge meines Hinkommens könnten Sie Maßregeln treffen. Dies ist schon an sich nicht gut denkbar, am wenigsten aber, wenn ich nur bis Potsdam und nur mit Genehmigung nach Berlin gehe! Mit polizeilicher Genehmigung!

38.

LASSALLE AN SOPHIE VON HATZFELDT. (Original.)

Freitag [27. Februar 1857].

Gnädige Frau!

Gestern gerade schrieb ich Ihnen einen Brief, daß ich Sie manchmal nicht begreife, daß ich den Satz Ihres letzten Briefes, daß, wenn ich nach Berlin ginge, „unsere Lebenswege auf längere Zeit auseinandergehen“, kopfbrechend und kopfschüttelnd, traurig durchgrübelte, ohne ihn zu verstehen — da erhalte ich beiliegenden Brief von der Agnes,¹⁾ die ich infolge Ihrer Mitteilung zur Rede gestellt hatte!!

Ich bitte Sie inständigst, mir aufrichtig zu sagen, ob irgend etwas daran ist. Unter andern Umständen würde ich nicht einmal gefragt haben — wenn nicht eben jener Satz Ihres gestern erhaltenen Briefes, mein Empfang in Heidelberg²⁾ und so manches sich freilich dadurch erklärte und so allerdings mindestens irgendeine Grundlage dem Briefe zu geben scheinen könnte. Und wenn wirklich irgend etwas daran ist — wie töricht und überflüssig wäre es dann nicht auch von Ihnen gewesen, mit Agnes und ihrem Vater darüber zu berat-

¹⁾ Der Brief von Agnes, von dem sich nur die erste Hälfte vorfand, ist aus Brüssel vom 25. Februar datiert. In Beantwortung eines Schreibens Lassalles vom 23. berichtet sie über Gespräche, die sie und ihr Vater mit der Gräfin in Wildbad gehabt hatten, zugleich aber erklärt sie es für unter ihrer Würde sich „wegen solcher Klatschereien zu diskulpiere“. Danach hätte die Gräfin sie um Rat gefragt, wie sie es anfangen solle, um sich von Lassalle zu trennen. So vielen Dank sie ihm schulde, verlange es sie doch in die „Gesellschaft“ und namentlich in die Nähe ihres Sohnes zurück. An den Rand dieser Stelle von Agnes' Brief schrieb Lassalle bei dessen Übersendung an die Gräfin die Worte: *serait-il possible?* Vgl. hierzu oben die Einführung S. 21.

²⁾ Die Gräfin und Lassalle hatten sich am 10. August 1856 in Heidelberg getroffen und von hier aus jene Reise an den Genfer See angetreten, die so unerquicklich verlief. Siehe oben die Einführung S. 20.